



BILD: GUIDO SJESS

Wörter von Pörtner Musik-Entschädigung

Die Musikindustrie überlegt sich, Urheberrechte für Klingeltöne zu kassieren, da diese einer öffentlichen Aufführung gleichkämen. Ich finde, dass ich entschädigt werden müsste, wann immer ich gezwungen werde, Musik zu hören, ohne danach verlangt zu haben. Ich liebe Musik und besitze zirka 1500 Singles, 8000 LPs und CDs, auf meiner Festplatte tummeln sich 20000 Songs. Ich höre vier bis acht Stunden Musik pro Tag und bezahle brav für die Lieder, die mir gefallen. Obwohl es immer schwieriger wird, Musik, für die man bezahlt hat, auch zu hören. Dafür wird einem Musik, die man nicht hören will, überall und ständig um die Ohren geschlagen. Sie seiert aus schlechten Kopfhörern, wummert aus tiefgelegten Autos, blubbert durch Kaufhäuser und Cafés, quengelt aus Mobiltelefonen. Anstatt den ehrlichen Musikliebhaber mit Kopier-

schutzunfug zu plagen, würde besser eine Methode entwickelt, die es nur dem Käufer erlaubt, seine Musik zu hören. Technisch sollte das machbar sein, alles ist machbar. Die öffentlich aufführbare Version wäre dann ungleich teurer, weil der Preis Entschädigungen enthielte – nicht an den in Millionen schwimmenden Star –, sondern an das unfreiwillige Publikum. Was hat es mir beispielsweise genutzt, dass ich als Teenager das Queen-Albums «News of the World» nicht gekauft habe, weil mir das Stück «We are the Champions» missfiel? Nichts. Der Hymne der Grümpelturniersieger und Firmenanlassabräumer ist seit dreissig Jahren nicht auszuweichen und es tut jedesmal weh.

Aber nicht nur die grosse, böse Industrie dröhnt einen zu, es gibt auch unzählige unabhängige Musikanten, die meinen, man hätte auf sie gewartet. Strassenmusik ist ein halbwegs fairer Deal, da die Darbietung immerhin so gut sein muss, dass jemand stehen bleibt, zuhört und entscheidet, ob sie ein paar Münzen wert ist. Anders sieht es bei Musikanten aus, die sich ein Publikum suchen, das nicht weglafen kann. Wenn ich mit dem Tram von A nach B fahre, in einem Boulevard-Café die Zeitung lese oder in einem Restaurant essen will, steht mir der Sinn nicht nach Versionen von «Yesterday», «Ring of Fire» oder «Besame-mucho». Ich gehe in Restaurants, um zu essen und mit mir werten Menschen, die ich sowie-

so zu wenig sehe, zu reden, nicht um unsympathischen Leuten, die drein schauen, als sei ihnen die Welt etwas schuldig, beim Musizieren zuzuhören. Es hat schon fast in Handgreiflichkeiten geendet, weil ich «Aufhören» gerufen habe. Ich würde ihnen ja Geld geben, wenn sie still mit Schildern, auf denen «Musiker ohne Talent und Würde» steht, durchs Lokal gingen. Denn das sagen sie mit ihrer Darbietung aus.

Doch halt. Musik ist doch ein Ausdruck von Lebensfreude, nur ein verbitterter Bösmensch könnte etwas dagegen haben. Falsch. Wer Musik grundsätzlich gut findet, hat sich nicht damit beschäftigt, hat die Zeit und den Aufwand gescheut, den es braucht, einen Geschmack mit Vorlieben und Abneigungen zu entwickeln. Wer etwas von der Sache versteht, geht die Musik hören, die ihm gefällt, reist viele Kilometer für Musiker, die nur gerade 20 Personen anziehen bei ihrem einzigen Konzert im Lande.

Der Rest der Leute begnügt sich mit der von der Industrie für jede Lebenslage bereitgestellten stereotypen Hits. Für die der echte Musikfreund, wie gesagt, entschädigt werden sollte, wann immer er ihrer Aufführung unfreiwillig beiwohnen muss. Und sei es nur als Klingelton.

STEPHAN PÖRTNER
(STPOERTNER@LYCOS.COM)
ILLUSTRATION: MILENA SCHÄRER
(MILENA.SCHAERER@GMX.CH)